

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1909

Schluß

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3067](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3067)

SCHLUSZ.

Fassen wir denn noch einmal das Gesamtproblem ins Auge! Wie die vorher gewonnenen Ergebnisse über die erste Niederschrift, die Dialektmischung, den historischen Hintergrund der Ereignisse, über Kulturstufen und Götterwesen, epischen Stil, alle in den Untersuchungen der beiden letzten Kapitel zusammengewirkt haben, ist deutlich. In fast all diesen Beziehungen haben die vierzehn Jahre, die zwischen der ersten und der zweiten Auflage dieses Buches liegen, wertvolle Arbeiten gebracht. Indem ich diese, wie früher, aufmerksam prüfend begleitete, zugleich aber, erst mit meinen Schülern, dann mit Studenten, den Homer immer wieder las und zu erklären suchte, glaube ich in der Erkenntnis dessen, was in ihm lebt, in der Anschauung der Schichten und Stufen seines Wachstums ein Stück vorwärts gekommen zu sein. Trotzdem, oder eben deshalb, möchte ich es nicht wieder unternehmen, zum Schluß für jedes der beiden Epen den Aufbau in seinen Grundzügen darzustellen. Solches Ziel ist ferner gerückt, je mehr ich mich ihm zu nähern suchte. Deshalb habe ich den Inhalt des ehemaligen letzten Kapitels, »Ilias und Odyssee«, aus dem Rahmen, den der Zusammenhang der Dichtung geboten hatte, herausgenommen, und in die prinzipiellen Erörterungen verarbeitet, die erweitert und vertieft worden sind. In ihnen liegt, noch mehr als das erste Mal, doch dem ursprünglichen Grundgedanken des Buches umso mehr entsprechend, die eigentliche Absicht meiner Arbeit. Daß nach diesem Verfahren oft dasselbe Stück der Dichtung an verschiedenen Stellen besprochen ist, mag äußerlich unbequem sein; für eine gleichmäßige Würdigung der mannigfaltigen Gesichtspunkte, die überall in Betracht kommen, liegt darin eher ein Vorteil.

Buch I und II sind auf der alten Grundlage weitergeführt, das dritte ist fast ganz neu hinzugekommen. Hier galt es, bei dem Mißtrauen gegen die Kompositionskritik, zu dem ich in ähn-

lichem Sinne wie Rothe gelangt war, nicht stehen zu bleiben, sondern Merkmale zu suchen, nach denen sich eine berechtigte, mit der Wirklichkeit Fühlung haltende Analyse von subjektiven, den Dichter und sein Werk meisternden Hypothesen unterscheiden ließe. Zu diesem Zweck ist der Stil des Epos im ganzen, die stilistische Eigenart der Odyssee, der Ilias eingehender gewürdigt, dann aber die Kritik der Kritik so geführt worden, daß es immer darauf ankam, zu erkennen: wie müssen wir die Frage stellen?

Die Hauptfrage — Vielheit oder Einheit? — trägt heute gegen einst ein völlig verändertes Gesicht. Darf ich noch einmal auf die Jugendarbeit meines Vaters, deren an gegebener Stelle gedacht wurde, zurückkommen? »Die Verschiedenheit der Ansichten«, so schrieb er, »bezieht sich offenbar nicht auf das Vorhandensein »oder Nichtvorhandensein einheitlicher Elemente in der Ilias, sondern auf die Frage, wie ihr Vorhandensein zu erklären ist«. Nach dieser Erklärung suchen wir immer noch. Und dabei hat sich mehr und mehr die Grundansicht befestigt, die am klarsten wohl von Erwin Rohde ausgesprochen war: die Einheit des Planes steht weder am Anfang, so daß wir nur Überarbeitung und Interpolationen abzulösen brauchten um zur Urilias zu gelangen, noch am Ende, so daß disparate Elemente zuletzt erst und nachträglich in eine innere Beziehung gebracht wären, sondern, schon auf ionischem Boden, in der Mitte des Verlaufes. Zu erkennen, was nachher hinzugekommen ist, was für Schicksale und Wandlungen die Gesamtmasse noch durchgemacht hat, ehe sie zum ersten Mal aufgeschrieben wurde, welchen Anteil etwa an ihrer endgültigen Gestalt die Männer gehabt haben, denen — in Athen — das Geschäft des Ordnen und Aufschreibens übertragen war: das ist der eine Teil der großen Aufgabe. Der andere ist schwieriger und freilich auch bedeutender: den spürenden Blick weiter rückwärts zu lenken zu den ältesten Anfängen des äolischen Helden- gesanges in Thessalien und, wenn es gelingen mag, eine Anschauung davon zu gewinnen, wie die zunächst im Munde des Volkes, dann in dem der Sänger fortlebenden Erinnerungen der Heldenzeit von den ersten kindlichen Versuchen dichterischer Gestaltung an durch gesteigerte Kunstübung sich allmählich so weit entwickelt haben, daß ein kühner Geist den schöpferischen Gedanken fassen konnte, eine Mannigfaltigkeit von Personen und Ereignissen um ein beherrschendes poetisches Motiv zu gruppieren.

Wenn diese beiden, zeitlich und sachlich getrennten Aufgaben klar auseinander gehalten werden, so wird der Begriff »Volkspoesie« weder, wo er nicht hingehört, Verwirrung stiften, noch in Gefahr sein da verkannt zu werden, wo er in seinem Rechte ist. Daß wir von der Art solcher Dichtung und von ihrem Übergang in die Tätigkeit eines berufsmäßigen Sängerstandes uns einigermaßen eine Vorstellung machen können, danken wir den feinen und reichen Beobachtungen, die Radloff aus lebender Heldensage gesammelt hat. Die Periode des Volksgesanges, so führt er aus, kann weder dichterische Individualitäten noch eine größere Komposition hervorbringen. Eins ist durch das andre bedingt. »Zur Schöpfung eines Gesamtepos bedarf es einer Individualität, die in sich den Gesamtstoff der epischen Periode zu einem Ganzen verarbeiten kann, und solche Individualitäten vermag nur die Kultur zu schaffen. Der Kulturmensch kann aber nur dann das Fühlen und Denken des Volkes zu einem solchen Gesamtbilde vereinigen, wenn dem ganzen Volke dieses Gesamtbild in Teilbildern noch vorschwebt, d. h. wenn er als wirklicher Aöde noch an der Schöpfung der Episode mitzuarbeiten vermag«. — Also auf der Scheide zweier Zeitalter müßte der stehen, der ein Gesamtepos schaffen sollte. Und so, auf der Scheide zweier Perioden, aus der versinkenden die Fülle des noch lebenden Stoffes schöpfend, von der aufsteigenden mit hellerem Bewußtsein und geschulter Kraft des Bildens ausgerüstet, so stand Homer, wenn wir dem diesen Namen geben, in dessen Geiste der Gedanke einer Ilias erwacht ist. Eben deshalb aber, weil er mit seinem Denken noch in die frühere Periode hineinreicht, können wir durch ihn eine Ahnung auch davon noch gewinnen, wie sich auf den vorhergehenden Stufen die Einheit vorbereitet hat.

Denn sehr allmählich ist es dahin gekommen, daß eine Zusammenfassung möglich wurde. Eine wie schwere Errungenschaft das war, davon legt eben der eigentümliche Zustand der Epen noch Zeugnis ab: unverkennbar beabsichtigter Zusammenhang im großen wie im kleinen und daneben eine Fülle kleiner und großer Widersprüche. Unser Befremden hierüber rührt daher, daß wir gewohnt sind den bewußten und beabsichtigten Zusammenhang uns wie den eines Buches zu denken, das nach klarem Plane ausgearbeitet ist. So gab es für Kirchhoff und für die, welche seine Methode auf die Ilias übertrugen, gar keinen Zweifel, daß

die gesonderten Bestandteile, deren nachträglicher Zusammenschluß erwiesen werden sollte, selber schon gerundete Dichtungen gewesen seien, die Anfang Mitte und Ende hatten. Statt dessen müssen wir versuchen uns Gruppen von Liedern vorzustellen — K, I, M, auch β , sind noch Beispiele solcher Lieder —, die zwar der festen Umrahmung und der lückenlosen Übergänge entbehrten, aber durch Gemeinsamkeit des Inhaltes verbunden waren und ungefähr auch den Stufen einer fortlaufenden Handlung entsprachen. Wir empfinden diesen Gedanken, den am deutlichsten Maurice Croiset erkannt hat, zunächst wie eine Aufforderung zur Unklarheit. Aber das ist dann keine unklare Vorstellung, sondern die Vorstellung von etwas Unklarem, das wirklich existiert hat. Aristoteles (Poet. 8) rühmt an Homers Werken die Einheit des Planes, und mit Recht, mit allergrößtem Rechte. Das beweisen gerade die Unvollkommenheiten, mit denen die Ausführung noch behaftet ist — gegen die wir nicht die Augen verschließen wollen; denn sie sind Zeugnisse geistiger Arbeit, ja einer geistigen Tat, die hier zum ersten Mal für das Kulturleben, das mit den Griechen beginnt, vollbracht worden ist. Wie die Einheit der Ilias entstanden sei, fragt man immer; aber das ist nicht genug. Es muß gefragt werden, wie an ihr und mit ihr der Gedanke der Einheit eines poetischen Kunstwerkes überall erst erwachsen ist.